

## **1.5 Gemeindebildung und Gemeindeentwicklung**

*Klaus Roos*



# Damit Pfarrgemeinde gelingt

## 1.5 Gemeindebildung und Gemeindeentwicklung

von Klaus Roos

### Vorgehensweise

„Aus einer Gemeinde, die sich pastoral versorgen läßt, muß eine Gemeinde werden, die ihr Leben im gemeinsamen Dienst und in unübertragbarer Eigenverantwortung jedes einzelnen gestaltet.“ In dieser Formulierung der Gemeinsamen Synode der Bistümer Deutschlands (Beschluß „Dienste und Ämter“, 1.3.2) steckt bereits ein Entwicklungsauftrag: Die „lebendige Gemeinde“ ist seitdem das große Zauberwort und wird „eines der wichtigsten Ziele der kirchlichen Reformbemühungen“ (Dienste und Ämter, 1.1.1).

Was aber ist eine „lebendige Gemeinde“? Woran erkennt man sie? Und vor allem: Wie entsteht sie, wie bildet man sie, wie kann ihre Entwicklung angestoßen und gefördert werden?

Daß ein Pfarrgemeinderat sich solche Fragen stellt, gehört zu seinen Grundaufgaben. Seit das Konzil die gemeinsame Berufung und Sendung aller Getauften in der Kirche betont hat und seit die Gemeinsame Synode die „Verantwortung des ganzen Gottesvolkes für die Sendung der Kirche“ eingefordert hat, kommt den Pfarrgemeinderäten eine wichtige Führungs- und Steuerungsaufgabe zu. Sie sind das „Instrument“, mit dem das Gottesvolk seine Verantwortung wahrnimmt. Wie der Weg einer Gemeinde in Zukunft aussehen soll, welche pastoralen Schwerpunkte gesetzt werden und wie sich das Gemeindeleben weiter entwickeln kann – an solchen Weichenstellungen wirkt der Pfarrgemeinderat entscheidend mit.

### Die Gemeindesituation wahrnehmen

Das klassische Vorgehen, um Gemeindeentwicklung zu planen, orientiert sich an dem Dreischritt *Sehen – Urteilen – Handeln*. Am Anfang steht eine Analyse der Gemeindesituation: Welches „Profil“ hat die Gemeinde? Bevölkerungsstatistik, Berufsstruktur, Sozialstruktur, Infrastruktur und viele andere Daten liefern ein Bild, das die Konturen der Gemeinde erkennen läßt. Wenn dazu noch die innergemeindlichen Aktivitäten, Gruppen und Prozesse betrachtet werden, indem man mit Blick auf die großen Hauptfelder „Verkündigung“, „Liturgie“, „Diakonie“ und „Gemeindeaufbau“ fragt:

„Was ‚läuft‘ alles bei uns?“, dann wird immer mehr deutlich, wie der Ist-Stand der Gemeinde aussieht, was die Ausgangslage ist, auf der jede weitere Planung und Entwicklung basiert.

### Visionen klären, Ziele festlegen

Der zweite Schritt hat die Aufgabe, den Soll-Wert zu bestimmen. Wenn die Ausgangslage klar ist, müssen die Ziele festgelegt werden: Wohin soll die Reise gehen? „Wer den Hafen nicht kennt, in den er segeln will, für den ist kein Wind ein günstiger“, bemerkte schon vor fast 2000 Jahren der römische Philosoph Seneca. Das gilt auch für das „Schiff, das sich Gemeinde nennt“. Der Wiener Pastoraltheologe Paul M. Zulehner sieht im Mangel an Visionen eine Hauptursache der gegenwärtigen Kirchenkrise. Eine Organisation – sei es ein Wirtschaftsunternehmen, ein Verein oder eben eine Pfarrgemeinde –, der die Visionen abhanden gekommen sind, wird kraftlos, „altert“ und erstarrt zur bloßen Bürokratie und Administration. Deshalb kann eine Gemeinde auch nicht verlebendigt werden, indem das Programm erweitert oder die Struktur verbessert wird nach der Devise: noch mehr Angebote für einzelne Zielgruppen, noch mehr hauptamtliches Personal, noch mehr Pfarrverbände, Sachausschüsse und Zwischen-ebenen. Wirkliche Verlebendigung beginnt da, wo die Vision wieder zum Leuchten kommt.

Berühmt ist ein Satz von Antoine de Saint-Exupéry:

„Wenn du ein Schiff bauen willst,  
so trommle nicht Männer zusammen,  
um Holz zu beschaffen,  
Werkzeuge vorzubereiten,  
Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen,  
sondern lehre die Männer  
die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“

Es ist bemerkenswert, daß auch in der „Geburtsstunde“ der Kirche, am Pfingsttag, Petrus die Kraft der Visionen beschwört, indem er eine alte Verheißung des Propheten Joel zitiert:

„In den letzten Tagen wird es geschehen, so spricht Gott: Ich werde von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und eure Töchter werden Propheten sein, eure jungen Männer werden Visionen haben,

und eure Alten werden Träume haben. Auch über meine Knechte und Mägde werde ich von meinem Geist ausgießen in jenen Tagen, und sie werden Propheten sein“ (Apg 2,17f.; vgl. Joel 3,1–5).

Ein Pfarrgemeinderat, der Verantwortung dafür übernimmt, daß sich eine lebendige Gemeinde bildet, wird gerade der „Visionsarbeit“ große Aufmerksamkeit widmen müssen.

Die Gemeindevision ist gewissermaßen das Gestaltbild, von dem sich eine Gemeinde inspirieren läßt, auf das hin sie sich entwirft, zu dem sie unterwegs ist. Dieses visionäre Bild muß umgesetzt werden in konkrete Ziele. Nach dem *Sehen* erfolgt das *Urteilen*, die Zielbestimmung. Maßstab und Orientierung dafür sind die biblische Überlieferung und die Glaubenstradition der Kirche. „Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?“ – diese Frage in einem Buchtitel von Gerhard Lohfink ist die Leitperspektive bei der Suche nach unserer Gemeindevision, nach unseren Zielen.

### Handlungsschritte unternehmen

Wenn die Ausgangslage klar ist und die Ziele festgelegt sind, kommt der dritte Schritt: das *Handeln*. Die schönsten Visionen helfen nicht weiter, wenn es nicht gelingt, sie in die Tat umzusetzen. Oft empfiehlt sich die Zerlegung des Weges in Teilschritte. Langfristige Ziele werden unterschieden von mittelfristig und kurzfristig erreichbaren. Auch die Realisierbarkeit muß überprüft werden. Nicht alle Wunschziele können angesichts der zur Verfügung stehenden Mittel, der personellen und finanziellen Gegebenheiten, verwirklicht werden. Am Ende aller Überlegungen steht ein Plan: Wer macht was bis wann mit wem? Dann folgt die Durchführung, deren Verlauf und Ergebnis nach einiger Zeit reflektiert und anhand der Zielvorgaben kritisch überprüft wird. Die Entwicklungsspirale mit den Schritten *Sehen – Urteilen – Handeln* kann sich dann auf einer neuen Stufe weiterdrehen.

### Konkretisierungen

Die beiden Eingangsfragen sollen hier noch einmal aufgegriffen werden: Woran erkennt man eine „lebendige Gemeinde“ und wie kann eine Pfarrei „lebendige Gemeinde“ werden? Die folgenden Überlegungen tragen einige Bausteine zusammen, aus denen sich eine Gemeindevision entwickeln läßt, und schlagen Schritte vor, die auf den Weg zu einer lebendigen Gemeinde führen.

#### Anwalt des Lebens sein

Daß Gott sich als „Freund des Lebens“ (Weish 11,26) gezeigt hat, ist eine Grunderfahrung des biblischen

Gottesglaubens. Jesus selbst hat seine Sendung mit den Worten beschrieben, er sei gekommen, damit die Menschen „das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10). Mit der Auferweckung des Gekreuzigten hat Gott endgültig dem Leben zum Sieg verholfen. Christliche Gemeinden werden seitdem daran erkannt, daß sie „Orte des Lebens“ sind, Lebens-Räume, wo Menschen unter den Augen Gottes zu sich selbst finden und das Leben in seinem ganzen Reichtum entdecken und entfalten dürfen. Leider wird oft genug der christliche Glaube als lebensverneinend, einengend und unlebendig erfahren, als Hemmschuh für Lebensfreude, festgefahren, steril und kalt. Der „Gott des Lebens“ kann demgegenüber wieder zum Leuchten kommen, wenn die Gemeinde selbst einen lebendigen, kreativen Lebensstil entwickelt, an dem sich ablesen läßt, daß der lebendige Gott in dieser Gemeinde Menschen „auferweckt“ hat zum Leben. Gleichzeitig macht sich die Gemeinde zum Anwalt der Lebensmöglichkeiten aller Menschen in der Einen Welt, wo immer dieses Leben unterdrückt und behindert wird. Das „Wort des Lebens“ kann nur dann glaubwürdig von den Kanzeln verkündigt, das „Brot des Lebens“ nur dann aufrichtig in der Eucharistiefeier geteilt werden, wenn die Gemeinde gleichzeitig durch ihren Einsatz für gerechte und menschenwürdige Lebensverhältnisse wahrmacht, was sie verkündet und was sie feiert. Sie stellt sich damit auf die Seite Gottes im Kampf für das Leben und im Kampf gegen jede Form des Todes.

#### Heilen und befreien

Eine Gemeinde, die den Weg Jesu geht, muß das tun, was er getan hat. Als Johannes der Täufer Jesus fragen läßt, wer er sei, antwortet dieser mit dem Hinweis auf seine Taten: Blinde sehen wieder, Lahme gehen und Aussätzige werden rein; Taube hören, Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet (vgl. Lk 7,18–23). In einer anderen Schlüsselszene, als Jesus in Nazaret zum ersten Mal öffentlich auftritt, verdeutlicht er mit einem Zitat aus dem Propheten Jesaja, wozu er sich von Gott gesandt sieht: „Damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (Lk 4,18f.). Jesus beschreibt seine Sendung als eine Praxis der Befreiung. Paulus wird es später auf den Nenner bringen: „Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17). Wo Menschen mit Jesus in Berührung kommen, da leuchtet die Gegenwart Gottes auf, und wo Gottes Nähe erfahrbar wird, wo Menschen eintreten in das Kraftfeld seiner Macht und seiner Liebe, da kommt Bewegung in die Welt, da ereignet sich Befreiung von Schuld und Angst, da geschieht Heilung von Blindheit und lebenslanger Verletztheit, da wird

der Mensch erlöst von allem, was ihn klein und gefangen hält, da strahlt etwas auf von jenem „Schalom“, jenem umfassenden Frieden Gottes, den die Bibel als Inbegriff des Heils versteht, als ganzheitliches Heil-Sein, das denen geschenkt wird, die sich von der heilenden und befreienden Nähe Gottes berühren lassen. Gemeinden müssen von daher „Ort der Freiheit“ (Franz Kamp-haus) sein, wo Menschen die „Freiheit der Kinder Gottes“ erfahren und leben können. Freiheit darf dabei aber nicht mit Beliebigkeit oder schrankenloser Willkür verwechselt werden. Es ist vielmehr die Freiheit, zu der Gott uns befreit, wenn wir uns seiner „Herrschaft“ öffnen. Kennzeichen und Handlungsprinzip einer christlichen Gemeinde ist es deshalb nach dem evangelischen Theologen Christof Bäumler, daß sie sich als „Gemeinde der Befreiten“ versteht. In ihrer Verkündigung macht sie immer wieder deutlich: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). In ihrer Liturgie feiert sie diese geschenkte Freiheit, die in der Sprache der Theologen „Erlösung“ genannt wird. In ihrem Umgang miteinander und in ihrem Engagement für andere bemüht sie sich selbst um eine Praxis der Befreiung, im Namen des Befreier-Gottes, der schon am Anfang der Heilsgeschichte sein Volk aus Ägypten, „aus dem Sklavenhaus“ (Ex 20,2) in die Freiheit geführt hat, in jene Freiheit, die in der alleinigen Bindung an Gott ihre tiefste Verwirklichung findet.

### Geschwisterlich Gemeinde gestalten

Das Zweite Vatikanische Konzil hat ein Kirchenbild wiederentdeckt, das nicht das Amt und die hierarchische Ordnung an die erste Stelle setzt, sondern die gleiche Würde, die gemeinsame Berufung und Sendung aller, die durch die Taufe zum Volk Gottes gehören. Stärker als das, was die klassischen „Stände“ in der Kirche, Klerus und Laien, voneinander trennt, ist das, was sie miteinander verbindet. Jeder Christ hat Anteil am „priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt“ Christi (Apostolicam actuositatem, Nr. 2; Lumen Gentium, Nr. 31), und erst nach der Betonung dieses gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen nimmt das Konzil die Differenzierung in verschiedene Dienste und Ämter vor und unterstreicht die besondere Rolle des Weihpriestertums.

Der Vergleich mit den vielen Gliedern, die alle zu dem einen Leib gehören, ist ein berühmt gewordenes Bild des Neuen Testaments für die Kirche (1 Kor 12,12–27). Der eine Geist, der alle Christen „tränkt“, – symbolisch zum Ausdruck gebracht in der Taufe – verbindet alle über nationale, religiöse und soziale Schranken hinweg zu einem einzigen Leib. Die vorher an den Merkmalen „Jude“ oder „Grieche“, „Freier“ oder „Sklave“ festgemachte Identität tritt in den Hintergrund zugunsten jener neuen Identität, die sich aus der Zugehörigkeit zum Leib Christi ergibt. Die Vielfalt und

Unterschiedlichkeit der einzelnen Glieder werden nicht eingeebnet. Der Leib bildet sich gerade aus diesen vielen verschiedenen Gliedern. „Einheit in der Vielfalt“ ist demnach das Prinzip der christlichen Gemeinde, ein Prinzip, das im Geheimnis Gottes selbst seine Wurzeln hat: in jenem Gott, den wir als den Dreifaltigen bekennen, der sich in der Verschiedenheit der Personen als der im Wesen *eine* Gott geoffenbart hat.

Auf die Folgen für den Umgangstil in einer Gemeinde kann hier nur hingewiesen werden. „Geschwisterlichkeit“ hat sich in den letzten Jahren als Schlüsselbegriff zur Beschreibung dieses Umgangsstils eingebürgert. Von einer „Kultur des Dialogs“ müßte in diesem Zusammenhang gesprochen werden, von „kooperativem Leitungsstil“ und „Pluralismusfähigkeit“, die zu einem geschwisterlichen Umgang gehören. Gemeindeentwicklung schließt das Bewußtsein ein, daß Seelsorge und Gemeindeleben nicht zuerst Sache des Pfarrers sind, sondern gemeinsame Aufgabe aller, die zum Leib Christi, zum Volk Gottes gehören. Die Gemeinsame Synode der Bistümer Deutschlands hat deshalb der Anfang 70er Jahre dem Beschluß, auf den die Satzung und das Selbstverständnis der Pfarrgemeinderäte zurückgehen, den programmatischen Titel gegeben: „Verantwortung des ganzen Gottesvolkes für die Sendung der Kirche“. Die Geschwisterlichkeit im Umgang miteinander ist ein entscheidendes Kriterium dafür, wie glaubwürdig diese Sendung verwirklicht wird.

### Gott – Mitte und Quelle

Mitte und Quelle des Gemeindelebens ist Gott selbst. Verlebendigung der Gemeinde beginnt damit, daß sie ihre Wurzel wiederentdeckt, daß sie aus ihrer Wurzel lebt und sichtbar und erfahrbar ausstrahlt: Gott ist in unserer Mitte lebendig.

### Der Mensch – Mitte christlichen Handelns

Weil es christlich-kirchlicher Pastoral radikal um Gott geht, muß es ihr – im Namen Gottes – zentral um den Menschen gehen. „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch“, lautet ein berühmter Ausspruch des Kirchenvaters Irenäus von Lyon. Wer dem Menschen dient, der dient der „Ehre Gottes“. Eine christliche Gemeinde wird daran zu erkennen sein, daß sie Gottes leidenschaftliche Option für den Menschen teilt. Darin bewahrheitet sich, daß sie in Gott verwurzelt ist. Deshalb ist der Mensch der „erste und grundlegende Weg der Kirche“ (Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptor hominis“).

Von daher kommt dem Dienst am Menschen, dem diakonisch-politischen Engagement der christlichen Gemeinde ein weit größerer Stellenwert zu, als ihm in den pastoralen Prioritätenlisten gewöhnlich eingeräumt wird. Es ist evangelisatorisches „Zeugnis ohne Worte“

(Evangelii nuntiandi 21), „vorrangiger, wenn auch nicht ausschließlicher Bestandteil unserer Nachfolge Christi“ (Puebla-Dokument des Lateinamerikanischen Episkopats, 1145). Zu Recht nennt deshalb die Diözesansynode von Rottenburg-Stuttgart die Diakonie den „Testfall des Glaubens“ (I. 16).

Neu gewichtet werden muß in diesem Zusammenhang auch das Engagement der christlichen Gemeinde in den globalen Konflikten. Der Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ist keine unzulässige „Politisierung“, sondern eine notwendige Konsequenz aus dem Glauben an den Gott der Bibel, der sich auf vielfältige Weise als Anwalt des Menschen und seiner Lebenschancen geoffenbart hat.

### Im Evangelium eigene Lebenserfahrungen wiederfinden

Das „Zeugnis des Lebens“ muß gedeutet werden durch das Wort der Verkündigung, das sich noch einmal symbolisch-sakramental verdichtet in der Feier der Liturgie. Verkündigung gelingt dort, wo Menschen ihre eigenen Lebenserfahrungen wiederfinden und in ihnen Spuren jenes Geheimnisses entdecken, das wir „Gott“ nennen. Unter dem Stichwort „Mystagogie“ wurde in den letzten Jahren verstärkt gefordert, „den Leuten aus ihren Lebenstexten die Nähe Gottes zu erschließen“ (S. Knobloch).

### Lernorte des Glaubens schaffen

Der Erfolg katechetischer Bemühungen hängt entsprechend davon ab, wie es gelingt, Milieus zu schaffen, in denen der Glaube erlebbar wird. Die Religionspädagogik der letzten Jahre hat die Bedeutung solcher „Lernorte des Glaubens“ immer wieder unterstrichen. In der Glaubensvermittlung sollte deshalb vor allem hier angesetzt werden: Wir müssen „Lernorte des Glaubens“ anbieten und dafür sorgen, daß diese „Lernorte“, (zum Beispiel Schule, Gruppe, Familie ...) miteinander vernetzt werden. Als Antwort auf die zunehmende Privatisierung und Individualisierung in der Gesellschaft muß in unseren Gemeinden der Bildung von kleinen Gemeinschaften Priorität eingeräumt werden. Beziehungen stiften und Gemeinschaften aufbauen – das ist neben Verkündigung, Liturgie und Diakonie eine Grundaufgabe christlicher Gemeinden. Langfristig ist auf eine Substrukturierung der Pfarrgemeinde in „kleine christliche Gemeinschaften“ hinzuwirken. Eventuell können auch Impulse aus den neuen geistlichen Bewegungen in modifizierter Form aufgegriffen werden. Das heißt, die volksskirchlichen Strukturen werden durch Prozesse der Glaubenserneuerung verlebendigt, indem Christen sich zusammenschließen, um ihr Leben bewußt vom Evangelium her zu gestalten.

### Verantwortung für die Sendung der Kirche zugestehen

Das Wachsen lebendiger Gemeinden hängt entscheidend davon ab, ob dem Gottesvolk auch in der Praxis des Gemeindelebens die Verantwortung für die Sendung der Kirche zugestanden wird, die es theologisch auf Grund von Taufe und Firmung längst hat. Dafür müssen die rechtlichen und strukturellen Rahmenbedingungen geschaffen werden, indem zum Beispiel

- nach dem Subsidiaritätsprinzip Entscheidungsbe-fugnisse und Kompetenzen auf die unteren Ebenen verlagert werden;
- Gemeinden und Diözesen an der Auswahl und Bestellung der Leitungspersonen beteiligt werden;
- Entscheidungsprozesse transparent gemacht und die Betroffenen in die Entscheidungsfindung einbezogen werden.

### Pluralismusfähig werden

Je mehr sich die traditionellen katholischen Milieus auflösen und je weiter die „Ungleichzeitigkeit“ der Gemeinden in ihrem theologischen und kirchlichen Bewußtsein zunimmt, um so mehr kommt es darauf an, daß die Gemeinden „pluralismusfähig“ werden. Während zum Beispiel Herr N. traditionell orientiert, vom katholischen Milieu geprägt, eng mit der Gemeinde verbunden und in der Liturgie beheimatet ist, sucht Frau U. nur gelegentlich Kontakt mit der Gemeinde, etwa an bestimmten Hochfesten oder an wichtigen Knotenpunkten ihres Lebens. Was dem einen selbstverständlich ist, überfordert den anderen. Wo die einen Verstärkung, Bestätigung und Vertiefung suchen, brauchen die anderen neue Zugänge, behutsame Entdeckungshilfen und Freiraum gewährende Suchmöglichkeiten. Weder im Leben noch im Glauben ist es möglich, alle „über einen Kamm zu scheren“.

Weil die Menschen so vielfältig sind, deshalb muß auch die Seelsorge vielfältige Formen annehmen. Dazu einige Beispiele:

- Wir sind gewohnt, „flächendeckend“ zu arbeiten: Möglichst alle Kinder eines Jahrgangs sollen zu den Sakramenten geführt werden, möglichst alle Zielgruppen sollen durch eigene Gottesdienste angesprochen werden, möglichst alle Mitglieder der Gemeinde sollen von unserer Pastoral „erfaßt“ werden. Mit diesem „Gießkannenprinzip“ entsprechen wir der volksskirchlichen Situation und ermöglichen eine Art pastoraler „Grundversorgung“. Gleichzeitig gibt es aber Menschen in unserer Gemeinde, denen das zu wenig ist. Sie haben irgendwann in ihrem Leben eine entscheidende Glaubenserfahrung gemacht und den Entschluß gefaßt, bewußt ein Leben nach dem Evangelium zu führen. Das „Wasser aus der Gießkanne“ ist ihnen zu wenig. Sie spüren den Ruf, nach

der Quelle selbst zu suchen. Deshalb fordert der Pastoraltheologe Dieter Emeis zu Recht, die traditionelle „Erfassungspastoral“ müsse ergänzt werden durch eine „Berufungspastoral“ an und mit denen, die sich auf entschiedener Weise zur Nachfolge Christi entschlossen haben. Das heißt: Neben den pastoralen Bemühungen, die in die Breite gehen, muß es auch eine Pastoral geben, die in die Tiefe führt.

- Unsere Seelsorge versteht sich oft als „Wegbegleitung“: Von der Geburt bis zum Tod, von der Wiege bis zur Bahre begleitet die Kirche den Lebensweg, bietet Halt und Stütze und Heimat in allen Lebenssituationen. So wichtig und wertvoll es ist, Menschen auf ihrem Lebens- und Glaubensweg zu begleiten, um sie immer tiefer in das Geheimnis Gottes und die Gemeinschaft der Kirche hineinzuführen, so zeigt sich doch heute, daß viele Menschen von diesem Angebot keinen Gebrauch machen wollen. Ihnen wird ein anderes Modell besser gerecht, das Dieter Emeis als „Pastoral der Gastfreundschaft“ bezeichnet. Nicht mehr um lebenslange Wegbegleitung geht es da, sondern um das Angebot von „Raststätten“, in denen Menschen zur Ruhe kommen, Atem schöpfen und neue Kraft tanken können. Sie gehen ihren Weg allein, oft ohne Berührung mit der Kirche. Doch manchmal brauchen sie eine „Oase“, die sie zeitweilig aufsuchen, um unter Gottes Augen für eine Zeit Rast und neue Orientierung für ihren Lebensweg zu finden. Seelsorge in diesem Sinne versteht sich als befristetes Angebot der Gastfreundschaft, das Menschen so lange in Anspruch nehmen dürfen, bis sie mit neuer Kraft ihren Weg weitergehen können.
- Als missionarische Kirche haben wir den Grundauftrag, Menschen einen Zugang zum Glauben zu erschließen und religiöse Entwicklungsprozesse in Gang zu setzen und zu begleiten. Dies darf aber nicht dazu führen, denen, die eher in Distanz zur Kirche stehen, immer nur unter dem Blickwinkel zu begegnen, wie sie „herangeholt“ oder „gewonnen“ werden könnten. Pluralismusfähigkeit lebt vielmehr von der Überzeugung, daß auch die „Nahen“ von den „Fernen“ etwas lernen können. Es geht nicht darum, den „Fernstehenden“ Gott zu bringen, sondern darum, mit ihnen zu entdecken, wie Gott schon längst in ihrem Leben vorkommt und sich zu erkennen gibt, wie seine Spuren sichtbar werden in ihrer

Lebensgeschichte und wie in ihren Lebenserfahrungen Gotteserfahrungen verborgen sind, die kirchennahe und kirchenferne gleichermaßen zum Staunen bringen.

### Freude ausstrahlen

„Vergiß die Freude nicht!“ ist der Titel eines Bestsellerbuches von Phil Bosmans. Mehr als dreihundertmal ist in der Bibel von der Freude die Rede. Die Freude ist geradezu ein Erkennungszeichen des Menschen im Volk Gottes. Wer mit Gott in Berührung kommt, der muß sich einfach freuen. „Du legst mir größere Freude ins Herz, als andere haben bei Korn und Wein in Fülle“, ruft der Beter des 4. Psalms Gott zu (Ps 4,8), und Paulus fordert die Thessalonicher auf: „Freut euch zu jeder Zeit!“ (1 Thess 5,16). Es ist eine der scharfsinnigsten Beobachtungen der Gemeinsamen Synode der Bistümer Deutschlands, die Freude zu einem entscheidenden Kriterium für eine lebendige Gemeinde zu erklären:

„Gerade heute ist diese Freude ein hervorragendes Zeugnis für die Hoffnung, die in uns ist. In einer Zeit, in der der Glaube und seine Hoffnung immer mehr dem öffentlichen Verdacht der Illusion und der Projektion ausgesetzt ist, wirkt vor allem diese Freude überzeugend: sie nämlich kann man am wenigsten auf Dauer sich selbst und anderen vortäuschen. So zielt schließlich alle Erneuerung unseres kirchlichen Lebens darauf, daß diese Freude sich in ungezählten Brechungen im Antlitz unserer Kirche spiegle und daß so das Zeugnis der Hoffnung in unserer Gesellschaft zu einer Einladung zur Freude wird“ (Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung“, III,4).

### Literaturhinweise:

- Dieter Emeis, Zwischen Ausverkauf und Rigorismus. Zur Krise der Sakramentenpastoral, Freiburg 1991
- Ernst Georg Gäde / Claudia Mennen, Gemeinde leiten – aber wie? Werkbuch für Pfarrgemeinderäte und Kirchenvorstände, Mainz 1995
- Leo Karrer (Hg.), Handbuch der praktischen Gemeindearbeit, Freiburg 1990
- Klaus Roos, Damit Gemeinde lebt. Ein Grundkurs für die Arbeit im Pfarrgemeinderat, Mainz <sup>2</sup>1991
- Paul M. Zulehner, Pastoraltheologie Bd. 2: Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis, Düsseldorf 1989

